

HINTERGRUND KULTUR UND POLITIK

Organisationseinheit	39
Reihe	Literatur
Kostenträger	P.3.3.03.0
Titel	Der Doppelgänger. Ein Gespräch im Hause Fontane über den Dichter Theodor Storm
AutorIn	Holger Teschke
RedakteurIn	Dr. Jörg Plath
Sendetermin	10.09.2017
Ton	Alexander Brennecke
Regie	Beate Ziegs
Besetzung	Uta Hallant, Friedhelm Ptok

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig

© Deutschlandradio

1

Krummhübel im Riesengebirge, Ende August 1887. Haus am Bach. Fontane in seinem Arbeitszimmer, einen Brief schreibend.

Fontane:

Meine liebe Frau, wir sind gut in Krummhübel an- und untergekommen. Das Haus am Bach liegt ganz passabel und hat einen Balkon mit Blick auf die Schneekoppe und das Riesengebirge, weswegen ich im Wintergarten arbeite. Zu viel Naturschönheiten lenken nur ab. Die Eierkuchen der Frau Meergans sind gut, wenn auch nicht so gut wie die Deinigen. Das Dorf ist voller Landapotheker, die wieder auf Kräuterjagd in die Wälder ziehen und mich an meine pharmazeutische Jugend erinnern. (...) Auf dem Tisch liegt neben den letzten Kapiteln der „Irrungen“, die auf Deine Kommentare warten, auch ein Brief von Kröner voller Änderungswünsche für „Stine“. Diese Herren Redakteure denken ja immer, sie seien die besseren Romanciers, nur hätten sie gerade nicht die Zeit dazu. (...) Gleich daneben liegt der Brief eines gewissen Herrn Jensen aus Kiel, der sich ein Geburtstagsgedicht zu Storms Siebzigsten wünscht, was mir schwerer fallen wird als sämtliche Änderungen für Kröner. Denn was reimt man zum Siebzigsten, was nicht entweder albern oder schon wie ein Nachruf klingt? Wir haben herrliches Wetter und am besten wäre, Du kämst hierher und würdest mir beim Dichten und der Meergans bei den Eierkuchen helfen. Ich weiß, dass Du dem Jubilar gegenüber Vorbehalte hast, aber gerade das würde mir helfen, nicht allzu jubilant zu werden. Also, pack Deine Siebensachen und mach Dich auf den Weg - zu Deinem einsamen Alten.

Fontane streut Streusand über den Brief, faltet und siegelt ihn und klingelt dann.

Fontane:

Mete, der Brief muss heute noch auf die Post. Und mach das zweite

Bett für Mama zurecht.

2

Krummhübel, Balkon des Hauses am Bach. Fontane und Emilie beim Tee. Teegeschirr klappert, übertönt von Vogelgesang und leichtem Regen.

Emilie:

Danke, Mete, du bist ein Engel. Aber nun geh zu Bett. (*Die Tür wird geschlossen.*) Und da bin ich nun also.

Fontane:

Da bist du nun also.

Emilie:

Und es regnet.

Fontane:

Als ich dir geschrieben habe, schien die Sonne.

Emilie:

Jetzt sag noch, ich hätte das Berliner Wetter mitgebracht! Der Regen reinigt die Luft und lässt dir keine Ausreden mehr, dich nicht an die Änderungen zu setzen.

Fontane:

Und an besagtes Gedicht.

Emilie:

Musst du das wirklich schreiben? Der große Meister wird schon genügend Jubeloden bestellt haben, da musst du dich nicht auch noch einreihen.

Fontane:

Storm hat mir zu jedem Geburtstag gratuliert. Man wird nur einmal siebzig, wenn überhaupt.

Emilie :

Alt werden auch Elefanten und Schildkröten. Das ist noch kein Verdienst.

Fontane :

Meine liebe Emilie, du konntest ihn von Anfang an nicht leiden. Aber Storm hat etwas mehr zu Wege gebracht als nur alt wie eine Schildkröte zu werden.

Emilie :

Ich erinnere mich, dass du dich oft genug über seine Allüren mokiert hast, wenn du aus dem „Rütli“ nach Hause gekommen bist.

Fontane :

Gott, welcher Künstler ist ohne Allüren ? Was zählt ist, was einer leistet.

Emilie:

Wie du meinst. Hier ist übrigens seine neue Novelle. Die kam vorige Woche mit der Post. Ich hab sie auf der Fahrt gelesen.

Fontane:

Wolltest du nicht die Korrekturen für die „Irrungen“ durchgehen ?

Emilie :

Die sind längst fertig. Bitteschön.

Fontane :

„Ein Doppelgänger“. Hat er dir die Reise verkürzt?

Emilie:

Ja und nein. Am Anfang dachte ich, Storm hätte sich an meine Geschichten aus der Oberförsterei in Dammersdorf erinnert. Obwohl es da längst nicht so idyllisch zuging. Der alte Triepcke war zwar ein guter Förster, aber ein ruppiger Ehemann. Aber dann geht es gar nicht um den Förster, sondern um die Geschichte seiner Frau und ihres Vaters, welcher mit dem Doppelgänger gemeint ist.

Fontane:

Solange es regnet, kannst du mir die Novelle doch vorlesen. Vielleicht fällt mir dabei was für das vermaledeite Gedicht ein.

Emilie:

Also gut, den Anfang überspring ich, das ist einer dieser Stormschen Rahmen, die mir schon immer zu gedrechselt waren.

Fontane:

Meinetwegen. Du bist ja gut im Zusammenfassen. Meinen „Graf Petöfy“ hast du in einem Satz zusammengefasst.

Emilie:

Nicht dass ich mich erinnere.

Fontane:

„Liebesschilderungen sind nicht deine Sache.“

Emilie:

Guter Gott, trägst du mir das immer noch nach? Es soll jetzt aber um Storm gehen und nicht schon wieder um dich.

Fontane:

Schon wieder? Ich sitze hier seit zwei Wochen mutterseelenallein über Manuskripten, und in deinen Briefen schwärmst du mir von Heyse und Keller vor. Ich kann froh sein, wenn ich einmal die Woche drankomme.

Emilie:

Du Ärmster. Darf ich dich daran erinnern, dass Du jeden Tag drankommst? Und zwar durch die Abschriften deiner ansonsten von niemandem zu entziffernden Manuskripte.

Fontane:

Die du bei der Gelegenheit gern kommentierst, wie seinerzeit den „Petöfy“. Bei dem du, wenn ich mich recht erinnere, auch einen „Tropfen von Storms Bibber“ vermisst hast.

Emilie:

Mein lieber Theo, das ist vier Jahre her. Du hast damals selber zugegeben, dass du kein Meister in Liebesgeschichten bist.

Fontane:

Ist dieser „Doppelgänger“ schon wieder eine Liebesgeschichte? Dabei wird der Mann siebzig! Kann er die Sache nicht endlich auf sich beruhen lassen und die Bettvorhänge zuziehen?

Emilie:

Eine Liebesgeschichte ist es nur am Anfang. Dann steigert sich die Sache zu einer Tragödie und endet schließlich in einem bedenklichen Idyll. Willst du sie nun hören?

Fontane:

Ich dachte, das war's schon.

Emilie:

Das war mein erster Eindruck. Schlesische Postkutschen sind nicht die bequemsten Lesesessel. Also, der Anfang: Ein reisender Advokat aus Norddeutschland trifft in einem Gasthaus zu Jena auf einen alten Oberförster. Sie kommen ins Plaudern und der Förster erkennt am Sprachklang des Reisenden, dass der aus der Heimat seiner Frau stammen muss. Daraufhin lädt er ihn zu sich nach Hause ein. Schon am nächsten Tag trifft er in der Oberförsterei ein und wird aufs freundlichste aufgenommen. Die Frau ist Anfang Vierzig, aber noch mädchenhaft und voller Anmut. Es stellt sich bald heraus, dass sie aus der Heimatstadt ihres Gastes stammt. Am nächsten Tag, als die beiden allein sind, erzählt sie ihm ihre Kindheitsgeschichte. Sie hat ihre Mutter verloren, als sie drei Jahre alt war und ihren Vater, einen gewissen John Hansen, mit acht. An den bewahrt sie die liebevollsten Erinnerungen.

Nach dem Tod der Mutter haben sie in einer elenden Kiste gehaust und gemeinsam Hunger und Kälte gelitten, doch die Liebe des Vaters hat alle Entbehrungen aufgewogen. Aber diese Erinnerungen werden überschattet von Schreckensbildern aus der Zeit vor dem Tod der Mutter, in der ein tobsüchtiger Kerl sie und die Mutter immer wieder misshandelt. Das ist der Grund ihrer Erzählung, denn sie will herausfinden, ob ihr Gast sich an einen solchen Menschen erinnert; er hätte in der kleinen Stadt ja bekannt sein müssen wie ein bunter Hund. Der Advokat erinnert sich tatsächlich an einen ehemaligen Zuchthäusler, der aber einen anderen Namen trug und eines Tages spurlos verschwand. Dann, nach dem Tod ihres Vaters, nahmen die Eltern des Oberförsters die kleine Waise, die übrigens Christine heißt, zu sich. So kommt sie in liebevolle Obhut und schließlich zu einem guten Mann. Soweit das Gespräch. Von dem hört der Oberförster nur Bruchstücke, was aber ausreicht. Er bittet den Gast, nie mehr mit seiner Frau über ihren Vater zu sprechen, der von den Leuten John Glückstadt gerufen wurde, nach jenem Ort, in dem er seine Zuchthausstrafe abbüßen musste. Der war als jähzorniger Wüterich stadtbekannt und hieß mit richtigem Namen – John Hansen.

Fontane:

An den Wüterich erinnert sich die Frau nicht mehr, an denselben Mann als liebevollen Vater aber schon?

Emilie:

Sie erinnert sich nur, wenn die Schreckensbilder wieder auftauchen. Aber den Wüterich darin hält sie für einen anderen Mann, mit dem ihre Mutter früher zusammengelebt hat. Der Oberförster und seine Eltern haben alles getan, um ihre guten Erinnerungen zu bewahren und ihre Alpträume für Phantasien erklärt. Deshalb muss der Gast auch versprechen, sie in diesem Glauben zu lassen.

Fontane:

Dann ist das Idyll aber ziemlich brüchig, wenn der Oberförster seiner Frau die Wahrheit über Jahre unterschlägt.

Emilie:

Allerdings. Der Gast verspricht zu schweigen und geht zu Bett, wo seine Erinnerungen an den Zuchthäusler John Glückstadt langsam wieder lebendig werden. Von da an wurde es für mich interessant.

Fontane:

Dann lies bitte. Hast du genügend Licht?

Emilie:

Danke, die Lampe reicht aus, und wenn es zu dunkel wird, können wir ja hineingehen. Aber einstweilen ist es hier draußen noch angenehm kühl. Also, der Erzähler der Geschichte vom „Doppelgänger“ erinnert sich (*sie liest*): „Auch sechs Jahre im Zuchthaus vergehen endlich; aber voll hatte er sie absitzen müssen, denn es war in wäherender Zeit im Lande weder ein König gekrönt noch einer geboren worden. Als er, wie beim Soldatendienst, mit

guten Zeugnissen entlassen war, kam er abermals in unsere Stadt, um sich nach Arbeit umzutun, aber man wollte den Zuchthäusler nicht (...).

Zur Seite der Norderstrasse erstrecken sich nordwärts, wo vor ein paar hundert Jahren der dreibeinige Galgen neben Bürgermeister Luthens Fischteich stand, große uneingezäunte Felder weit von der Stadt hinauf. Sie dienten damals einem vielgeschäftigen Bürger zum Zichorienanbau, und die dazu gedungenen fünfzig oder sechzig Frauen und Mädchen begannen eben, auf der ungeheuren Fläche das Unkraut zwischen den Pflanzen auszujäten (...). Der Aufsichtsmann war John Glückstadt; man hatte ihn zu diesem Posten besonders tauglich gehalten und da draußen auf dem Felde konnt's auch nicht gefährlich sein (...)/ – Unter den Dirnen hatte ich eine, dieselbe, deren Lachen aus der Schar so hell hervorschlug, oft genug auf dem Hausflur meiner Eltern als Bettelmädchen an der Kellertreppe stehen sehen; sie schaute mich, wenn ich zufällig aus dem Zimmer trat, nur stumm mit ihren verlangenden braunen Augen an (...). Dem finsternen Aufsichtsmann, der jetzt in ehrlicher Arbeit stand, mochte etwas Ähnliches mitspielen; er ertappte sich darauf, dass er mitunter, statt den faulen Weibern auf die Finger zu passen, das jetzt siebzehnjährige Mädchen mit seinen Blicken verschlang. Sie mochte ihn dann wohl still mit ihren heißen Augen anschauen, denn sie war die einzigste, welche die seinen nicht fürchtete (...). Als er jetzt eines Morgens auf das Feld kam, wo gegenüber schon die Mehrzahl der Arbeiterinnen versammelt war, (...) sah er die braune schwächliche Dirne wie in blinder Angst mit erhobenen Armen auf den Brunnen

zustürzen, ein anderes breitschulteriges Weib (...) lief hinter ihr darein. (...) / Der düstere John sah die wilde Flucht gerade auf das Brunnenloch zufahren und sprang rasch vor die verfallene Umzäunung. 'Sie will mich totschiagen!' schrie die junge Dirne und stürzte mit solcher Gewalt in seine Arme, dass ihm selbst die FüÙe auf dem Boden wankten. / 'Nun, Dirne', rief er, 'sollen wir hier beide in den Brunnen? Es wäre vielleicht das beste!' und hielt sie fest an seiner Brust. Sie wollte sich von ihm losringen. 'Laßt mich!', rief sie. 'Was wollt Ihr von mir?' / Er sah sich um, sie waren ganz allein; die große Frau hatte vor dem Aufseher sogleich die Flucht ergriffen (...), (...) 'Ich schreie; glaub nicht, dass du mir Leides antun kannst!' / Er schwieg eine Weile und die dunklen Augen beider sahen regungslos ineinander. 'Was ich von dir will?' sagte er dann. 'Ein Leids will ich dir nicht tun – aber ich will dich heiraten, wenn du es willst.'“

Fontane:

„Ward je in solcher Laun ein Weib gefreit?“ Ein ordentlicher Hauch von Storms Bibber. Wobei ich wetten würde, dass der ominöse Brunnen noch eine Rolle spielen wird.

Emilie:

Die Wette hast du schon gewonnen. – Es ist kühl geworden, wir wollen hineingehen.

Fontane:

Jetzt, wo es spannend wird? Liest du drinnen weiter?

Emilie:

Morgen, mein Lieber. Ich bin müde von der Reise. Schließlich bin ich keine dreißig mehr.

Fontane:

Aber du liest wie ein junges Mädchen. Ich schlage vor, wir machen morgen, wenn du ausgeschlafen hast, eine Wanderung in den Wald. Das passt zu der Oberförstergeschichte. Wir lassen uns von der Meergans ein Picknick mitgeben und dann kannst du mir bei der Schutzhütte an der Lichtung weiter vorlesen.

Emilie:

Und was wird aus deinem Gedicht?

Fontane:

Poesie entsteht beim Laufen, nicht im Sitzen. Wenn wir wandern und der Kuckuck dazu ruft, dann wird mir schon was einfallen. Vielleicht begegnet uns sogar der Rübezahl und wir können uns was wünschen.

Emilie:

Mit dem machst du mir keine Angst. Wer so lange mit einem Schriftsteller verheiratet ist, der hat keine Angst mehr vorm Wilden Mann.

Fontane:

Siehst du, es hat also auch was Gutes.

Sie öffnen die Tür und gehen ins Haus.

MUSIK: Mendelssohns „Lieder ohne Worte“, opus 67, Nr. 5

3

Waldwiese am Mittag. Wind und Vogelgesang in den Bäumen. Fontane und Emilie beim Picknick, es klappern Geschirr und Bestecke.

Fontane:

Von hier aus hat man den schönsten Blick auf die Schneekoppe. Da klettern die Leute nun jahrein, jahraus hoch und dann wieder runter und man fragt sich: Wozu? Dabei fällt mir immer Fichte ein, der irgendwo geschrieben hat: Der Staat sollte seinen Bürgern untersagen, ihre Langeweile in fremden Ländern herumzutragen.

Emilie:

Mein lieber Theo, wir sind ja auch hier.

Fontane:

Ja, weil ich hier besser arbeiten kann als in dem morosen Berlin. Dabei kommt auch etwas bei heraus. Aber so, bloß weil die Leute zu viel Geld und Langeweile haben?

Emilie:

Unsere Frau Meergans lebt davon. Das ist doch auch was. So, greife zu.

Fontane:

An der frischen Luft schmeckt es immer noch am besten. Hier draußen spürt man, wie unnatürlich es ist, sein Leben zwischen tapezierten Wänden und Polstermöbeln zuzubringen statt in Gottes freier Natur.

Emilie:

Solange es nicht regnet.

Soll ich weiterlesen?

Fontane:

Bist du schon fertig mit deinem Picknick?

Emilie:

Ich mag in dieser Hitze nicht so viel essen. Aber lang nur zu, dafür hat die Meergans es ja eingepackt. Also weiter: „Nach einigen Monaten sollte ein Kind geboren werden. (...) John stand zitternd am Ende des Bettes, und endlich wurde das Kind geboren. Die Hebamme wandte den Kopf nach ihm. ‚Da hat Er eine Dirne, die braucht nicht Soldat zu werden!‘ ‚Eine Züchtlingstochter!‘ murmelte er, dann fiel er vor dem Bett auf die Knie. ‚Möcht Gott sie wieder zu sich nehmen.‘“

Fontane:

So werden die kleinen Leute behandelt. Der Gendarm und der Krämer und selbst die Hebamme sehen, wie die Obrigkeit mit den Armen umspringt, also machen sie es nach. Aber wieso ist das was fürs Gemüt?

Emilie:

Wart's ab. Würdest du ein wenig weiterlesen? Mir ist der Gaumen ordentlich trocken geworden.

Fontane:

Für diesen Fall habe ich etwas in den Korb gepackt! Es ist zwar erst Mittag, aber Prinzipien halten sich am besten, wenn man sie mal

umstößt. Schließlich haben wir Ferien. *(Er nimmt eine Flasche aus dem Korb, entkorkt sie und schenkt ein.)* Ein Burgunder. Die Aussicht verdient einen Trinkspruch. Und so trinke ich denn auf unser siebenundzwanzig Jahre währendes Eheglück, gemildert durch kleinere Streitereien und große Kinder!

Emilie:

Wobei du immer mein größtes Kind warst. Darauf trinke ich!
Sie stoßen an und trinken.

Fontane:

Zum Wohl. Wein, das ist ja kein Luxus, sondern Arznei für Körper und Seele. Und bei Arznei muss man streng auf die Qualität achten, das sagt dir ein approbierter Apotheker.

Emilie:

Gott und deinen Verlegern sei Dank, dass wir uns eine Sommerfrische und Burgunder dazu leisten können.

Fontane:

Gott meinetwegen, aber wieso den Verlegern? Schreiben die meine Bücher? Sie verdienen daran und tun immer so, als setzten sie dabei zu. Aber wenn man eingeladen wird und das Tafelsilber und die Kronleuchter sieht, da fragt man sich, woher das alles kommen mag.

Emilie:

Schon gut, ärgere dich nicht. Dafür ist der Tag viel zu schön. Sieh nur – wilde Stiefmütterchen. Mutter Triepcke hat sie immer

„Mädchenaugen“ genannt und geschworen, dass man ein Liebeselixier daraus brauen kann.

Fontane:

Das haben wir Gottseidank nicht mehr nötig. Der alte Rose hat sie gegen Milchschorf und Husten verschrieben. Viola tricolor. Vielleicht sollten wir Storm einfach ein Sträußchen davon schicken.

Emilie:

So einfach kommst du nicht davon. Würdest du nun bitte weiterlesen?

Fontane:

Wo warst du stehen geblieben? Ah ja, hier: „Wer wüsste nicht, wie oft es denen, die wir Arbeiter nennen, zum Verhängnis wird, dass ihre Hand allein ihr Leben machen muss! (...) So war es auch mit John. Wenn an arbeits- und verdienstlosen Tagen die Not, oder was es immer sein mochte, seine Nerven zucken machte, so fasste auch ferner seine böse Hand nach seinem Weibe. (...) Und Buben und junge Leute blieben auf der Gasse vor ihrem Häuschen stehen und ergötzten sich an dem, was von dem Elend drinnen an ihr Ohr hinausdrang. (...) Wenn aber in dem kleinen Hause Jähzorn und Kräfte sich erschöpft hatten, dann (...) fielen Mann und Weib sich in die Arme und pressten und küssten sich, als ob sie so sich töten wollten. ‚O Hanna, sterben!‘ rief einmal der wilde Mann; nun mit dir sterben!‘ (...) Er sah sie an und er zitterte, als er sie so in ihrer Schönheit sah (...).

‘Ich will dich nicht mehr schlagen,’ sprach er, ‘zerr mich nur, soviel du kannst!’“ (*Er räuspert sich, kleine Pause.*) Na, ich weiß nicht. Und das soll was fürs Gemüt sein?

Emilie:

Es tröstet, wenn die Liebe selbst einen so jähzornigen Wüterich milde stimmt.

Fontane:

Wäre es nicht eher ein Trost, wenn er eine anständige Arbeit bekommen und Frau und Kind aus der Kiste herausbringen könnte?

Emilie:

Sicher. Aber das ist eben nicht dramatisch, und Storm ist fürs Melodram.

Fontane:

Oder für den Bibber, wie du sagst. Nun bin ich gespannt, wie es weitergeht. Schließlich lauert da ja noch dieser ominöse Brunnen. Würdest du bitte wieder lesen? Hier.

Emilie:

„Ein Sonntagmorgen war es, Hanna hatte eben das jetzt schon dreijährige Kind in seinen dürftigen Sonntagsstaat gekleidet; John saß mit aufgestützten Ellenbogen am Tisch vor seinem Morgenkaffee, wühlte mit der Hand in seinen Locken und schrieb mit einem Stückchen Kreide Zahlen auf die Platte.(...) ‚Was tatest du denn, als du mit deiner Mutter noch allein warst und nicht einmal ein Kind zum Anziehn da war?’ ‚Ich ging betteln in die Stadt!’ antwortete

sie und ein hämischer Trotz klang aus den Worten; ‚das ging noch besser als es jetzt geht. Du wusstest ja, dass du eine Betteldirne freitest!‘ (...) ‚Und schämtest du dich nicht?‘, fuhr es aus ihm heraus. ‚Nein‘ sagte sie hart und sah ihm mit starren Augen ins Gesicht. (...) Aber in ihrem hübschen Kopfe fing es an zu kochen, als sie nichts erwidern konnte. (...) Da kam ihr ein Gedanke; er versetzte ihr den Atem, aber sie konnte es nicht verhalten. (...) ‚Es gibt ja noch andern Verdienst!‘, sagte sie, und als er schwieg: ‚Wir können Wolle spinnen; das hast du ja sechs Jahre lang getrieben und kannst es mich selber lehren!‘ Ihm war, als hätte er einen Schlag in sein Gehirn bekommen, und sein Gesicht verwandelte sich so furchtbar, dass sich das Kind mit beiden Ärmchen an die Mutter klammerte. ‚Weib! Hanna!‘ schrie er. ‚Das sagst du mir – du?‘ Und als sie jetzt wie ohne Leben ihm ihr Gesicht entgegenhielt, faßte er sie an beiden Schultern, zog sie an sich, als müsse er sich überzeugen, ob sie´s auch selber wäre und stieß sie dann gewaltsam von sich. Der Stuhl, an welchem sie gestanden hatte, fiel zurück, und das Kind stieß einen gellenden Schrei aus; das Weib aber stürzte gegen den Ofen; dann glitt sie mit einem schwachen Wehlaut auf den Boden. Als wären die Gedanken ihm abhanden gekommen, sah John darauf hin; als er ein wenig seine Augen hob, da sah er an einem hervorstehendem Schraubenstift des Ofens, von dem das Kind den Messingknopf zum Spielen abgenommen hatte, einen Tropfen roten Blutes hängen. Er kniete nieder und fuhr suchend mit den Händen durch das volle Haar seines Weibes, plötzlich wurden ihm die Finger feucht. (...) ‚Blut!‘ schrie er und betrachtete mit Entsetzen seine Hand (...); da quoll es hervor, da

war der Stift hineingedrungen; tief – er wusste nicht, wie tief.

„Hanna“, flüsterte er. „Hanna! Ich hol einen Doktor, gleich bin ich wieder da.“ (...) Eine Hand griff tastend nach der seinen, wie um ihn zurückzuhalten. „Nein, John, keinen Doktor – du bist nicht schuld – aber – sie setzen dich ins Gefängnis.“ Sie warf sich plötzlich gewaltsam herum. „Küß mich, John!“ rief sie laut wie in Todesangst; doch als er seine Lippen auf die ihren drückte, küsste er nur noch eine Tote.“

Fontane:

Das ist jetzt kein Bibber mehr, sondern schon Schmiere. Danach wandert er sicher wieder hinter Gitter?

Emilie:

Seltsamerweise nicht. Sein Nachbar, ein Tischler, kommt dazu und dem vertraut er sich an. Der zimmert ihm einen Sarg und sorgt für ein ordentliches Begräbnis. Wobei unklar bleibt, warum es keine polizeiliche Untersuchung gibt. Aber wer kümmert sich schon um eine tote Bettelfrau?

Fontane:

In Preußen kümmert sich die Polizei auch um tote Bettelfrauen. Vielleicht herrschen ja in Schleswig andere Sitten. Seltsam ist es trotzdem. Aber Storm war ja Amtsrichter, der muss es wissen. Wie ist denn nun das Ende? Der Wein und die Sonne haben mich müde gemacht.

Emilie:

Wie du wünschst. Nach der Beerdigung zieht eine alte Häuslerin, das Küster-Mariken, in die Kate ein. Sie kümmert sich um das Kind und bringt ihm Lesen und Schreiben bei. John Hansen bekommt wieder Arbeit auf dem Feld und im Winter sogar ein Darlehen vom Bürgermeister, damit er während der arbeitslosen Zeit nicht erneut auf die schiefe Bahn kommt. Aber dann taucht sein früherer Gefängniskumpan Wenzel auf, und sie werden zusammen gesehen. Schnell ist die Stadt voller Gerüchte, Hansen verliert die Arbeit und keiner will ihn mehr beschäftigen. Das Elend kehrt zurück und eines Tages erträgt er es nicht mehr, sein Kind hungern und frieren zu sehen. Nachts macht er sich auf, um ein paar Kartoffeln vom Acker zu klaben, damit sie sich wieder einmal satt essen können. Den Schluss muss ich dir aber doch noch vorlesen.

Fontane:

Ich dachte, den kennst du selber noch nicht?

Emilie:

Ich habe heute früh zu Ende gelesen, als du dich rasiert hast. Es hat mir keine Ruhe gelassen.

Fontane:

Da wäre Storm aber geschmeichelt.

Emilie (*überhört es*):

„Ein Gewitter schien heraufzukommen. (...) er wollte rasch nach Haus, zu seinem Kinde. Da war etwas vor seinen Füßen, er kam ins Straucheln und eh er sich besonnen, tat er einen neuen Schritt; aber sein Fuß fand keinen Boden – – ein gellender Schrei fuhr durch die Finsternis; dann war´s, als ob die Erde ihn verschluckt habe.“

Fontane:

Das ist das Ende?

Emilie:

Nicht ganz.

Fontane:

Aber das ist doch kein versöhnlicher Schluss. Schließlich liegt der Tote da unten im Brunnen und zeugt wider die Lebendigen. Und eigentlich auch gegen den Richter da oben.

Emilie:

Das mein ich auch nicht. Ich meine den zweiten Schluss, den ich dir schon erzählt habe. Dass aus John Hansens kleiner Tochter die glückliche Frau Oberförster wird.

Fontane:

Die allerdings heimgesucht wird von dem schaurigen Doppelgänger.

Emilie:

Der sich als ihr geläuterter und herzensguter Vater herausstellt.

Siehst du, und das läuft mir gegen den Strich. Denn so endet es ja nie.

Sondern der schlimmen Kindheit folgt später meist ein noch schlimmeres Elend als Erwachsener. Ich finde, es wäre glaubwürdiger gewesen, wenn die Frau mit dem Alptraum des Doppelgängers hätte weiterleben müssen.

Fontane:

Vielleicht. Aber ist es nicht ein Trost, dass sich sogar Oberförster eines Besseren besinnen können?

Emilie:

Da hat Storm wohl Angst vor der eigenen Courage bekommen.

Fontane:

Also: gut gemeint, aber misslungen. Wie kann mir das bei meiner Geburtstagsode helfen? Soll ich ihm schreiben: „Auf Deine alten Tage, Theodor / Kommst Du mir allzu oft versöhnlich vor!“

Emilie (lacht):

Nein, das nicht. Ich dachte, du solltest die Novelle kennen, bevor du anfängst zu dichten.

Fontane:

Dafür danke ich dir, denn sonst hätten wir keinen so prächtigen Ausflug gemacht und ich hätte mich stattdessen mit meinen Korrekturen herumgeärgert. In jungen Jahren philosophiert man gern im Caféhaus über den Herbst, aber in unserem Alter ist man dankbar für jeden Tag im Grünen. Lass uns einpacken, denn der Mittagsschlaf ist auch ein Trost. Aber dafür brauche ich tapezierte Wände und ein Polstermöbel.

Emilie:

Und danach wird gedichtet.

Fontane:

Nach dem Tee, Emilie. Immer erst nach dem Tee.

Sie packen Gläser und Geschirr ein und gehen.

4

Nachmittag auf dem Balkon des Hauses am Bach. Im Haus spielt leise ein Klavier immer wieder den 6. Satz aus dem Opus 30 der „Lieder ohne Worte“ von Mendelssohn. Fontane und Emilie beim Tee.

Fontane:

Musik ist etwas Wunderbares, wenn man nicht hören muss, wie sie einstudiert wird.

Emilie:

Das Fräulein hat immerhin gewartet, bis du deinen Mittagsschlaf beendet hast. Das musst du ihr zugutehalten.

Fontane:

Ist diese erhabene Stille etwa nicht klangvoll genug? Muss dazu noch ein Flügel malträtiert werden?

Emilie:

Du wusstest, dass wir hier nicht allein logieren. Und es kann nicht jeder still vor sich hin dichten. Bist du deswegen so unleidlich?

Fontane:

Weswegen?

Emilie:

Weil du noch nichts gedichtet hast.

Fontane:

Ich konnte nicht einschlafen. Mir geht diese Novelle nicht aus dem Kopf. Du hast sehr gut vorgelesen und ich habe bemerkt, dass Storm immer noch höchst musikalisch schreibt. Über die Geschichte kannst

du sagen, was du willst, aber er versteht sich auf Rhythmus und Vokale. Das habe ich schon bei unserer ersten Begegnung in Berlin erlebt, wenn er am Abend bei Kugler vorgelesen hat. Dafür musste immer die allergrößte Stille herrschen. Sogar die Türen hat er verriegelt und die Uhren angehalten, sonst ging's nicht. Aber dann hat er gelesen, wie ich nie wieder jemanden habe lesen hören. Er hat seine Prosa in Musik gesetzt.

Emilie:

Dann setz dein Lob in musikalische Verse.

Fontane:

Als ob das so einfach wäre! Als ich vorhin wach lag und nachdachte, kam mir der Gedanke, ob ich nicht besser die Geschichte unserer Begegnungen aufschreiben sollte. Das ist unverfänglicher und die Fettnäpfchen stehen nicht so dicht wie bei einer Jubiläums-Ode. Loben ist eine schwere Kunst. Die meisten stoßen bei dem Diener, den sie dabei machen, drei andere um. Ich könnte mit Weihnachten 1852 anfangen, als wir uns zum ersten Mal bei Kugler begegnet sind und dann bis zu seinem letzten Besuch vor drei Jahren. Da hat er sich von seiner besten Seite gezeigt. Seine alten Schwächen waren sämtlich von ihm abgefallen.

Emilie:

Bis auf eine.

Fontane:

Gott, eitel sind doch fast alle Poeten. Deswegen dichten sie ja.

Emilie:

Aber es ist doch auch immer ein Zeichen von Provinz.

Fontane:

Provinz? Provinz hat damit nichts zu tun. Mommsen kommt auch aus der Provinz, genau wie Hebbel und Liliencron. Provinz kann man hinter sich lassen, aber Engstirnigkeit und Engherzigkeit nicht. Und die Beckmesser, die Storm seine Husumerei am dicksten ankreiden, die sind selbst provinziell zum Gotterbarmen.

Emilie:

Wobei das Wort von seiner „Husumerei“ von dir stammt, wenn ich mich recht entsinne.

Fontane:

Zugestanden. Aber das war freundschaftlich gemeint, auch wenn es anders klingt. Als wir mit Storm zum ersten Mal im „Rütli“ über seine Gedichte stritten, da wollte er mir weismachen, dass im Uhrenkasten seiner Großmutter die ganze Welt steckt. Aber es steckt eben nur Husum drin und nicht London oder Paris. Schon Berlin und Potsdam waren zu viel für ihn. Trotzdem hat es ihn geprägt. Als er dann nach Husum zurückging, nach den Gesprächen mit Mommsen und Merckel und auch mit meiner Wenigkeit, da hat er dann Sachen geschrieben wie „Pole Poppenspärer“ oder den „Carsten Curator.“

Emilie:

Die aber allesamt auch in Husum spielen, oder?

Fontane:

Ja, aber mit einem schärferen Blick hinter die Fassaden. So wie beim „Doppelgänger“. Wenn man genau hinsieht, dann ist auch dieser „Doppelgänger“ ein Märchen, nur dass es im Rauchkaten spielt. Deswegen kann ich auch nichts darüber schreiben. Denn die John Hansens, von denen ich im Polizeibericht lese, die verschwinden nicht im verwunschenen Brunnen, sondern im Zuchthaus oder nach Amerika.

Emilie:

Wobei du *mir* immer zu sagen pflegst: Vergiss' nicht Emilie: Es ist Literatur!

Fontane:

Das stimmt auch. Es kommt eben immer alles auf die Beleuchtung an. Du hast es selber gesagt: zu viel Melodram.

Emilie:

Das hast du gesagt. Ich habe gesagt: Idyll. Und das sage ich, seit ich „Immensee“ gelesen habe.

Fontane:

Gut, aber was schreib ich jetzt? Vielleicht etwas über seine Naturschilderungen? Darin ist er vorzüglich. Nur, was wir so die Stimmung einer Landschaft nennen, das ist meist unsere eigene. Und wenn wir die in die Natur projizieren, dann wird es auch wieder bedenklich.

Emilie:

Das passt auch nicht in einen Geburtstagsgruß.

Fontane:

Versteht sich. Mir fällt eben nichts Anständiges ein, wenn andauernd geklimpert wird! Kannst du nicht noch mal runtergehen und bei der Dame nachfragen, wie lange das noch so weitergehen soll?

Emilie:

Bis um sechs, wenn die Teezeit zu Ende ist und du dich wieder an deinen Schreibtisch setzt. Also nur noch fünf Minuten. Ich finde deine Idee mit der Geschichte eurer Begegnungen ganz passabel. Kannst du nicht ein bisschen bei dir selber abschreiben? Du hast doch schon einmal über Storm geschrieben.

Fontane:

Da ist wenig zu holen. Das war auch kritisch und hat ihn nicht amüsiert. Ich habe mir erlaubt zu sagen: „Von Geschichten hält er mehr als von Geschichte.“ Darüber war er schwer vergrätzt und hat mir einen Vortrag gehalten, der nur bewies, dass ich Recht hatte.

Emilie:

Du musst ja ausnahmsweise mal nicht Recht behalten. Gratuliere ihm nicht mit einem märkischen Handschlag, sondern mit deinem hugenottischen Charme.

Fontane:

Das sagst du, die eben selber noch die schärfste Klinge geführt hat!

Emilie:

Ja, weil ich wünsche, dass du damit bald fertig wirst. Und dann wieder an Verleger Kröner und unsere Verbindlichkeiten denkst.

Fontane:

Daran denk ich unablässig. Hast du mir übrigens die Nordfriesische Chronik mitgebracht? Ich muss darin dringend etwas nachschlagen.

Emilie:

Sie liegt längst auf deinem Schreibtisch.

Fontane:

Danke. Siehst du, das Historische und das Politische ist am heikelsten. Da liegt ich mit Storm am meisten über Kreuz. In seinem eigenen Leben ist er ja keineswegs so märchenentrückt gewesen. Als damals der Dänenkönig kinderlos starb und die Schleswig-Holstein-Frage für Bismarck wieder auf der Tagesordnung stand, da hat Storm genau gewusst, was die Stunde geschlagen hat. Er hat sich von den guten Husumern zum Landvogt vorschlagen und auch wählen lassen. Nur hat er ganz naiv geglaubt, dass es nach seiner Rückkehr wieder ein freies und ungeteiltes Land werden und die Preußen nach ihrem Sieg über die Dänen wieder abziehen würden. Und das war wieder politische Romantik. Nur weil er nicht wieder aus seinem Amt fliegen wollte, hat er dann angefangen, Märchen zu schreiben.

Emilie:

Also gut, schreib was über die Märchen. Das wird dir leicht von der Hand gehen.

Fontane:

Schon, aber einen Mann, der für den größten deutschen
Novellendichter gilt, als Märchenonkel feiern? Das geht eigentlich
auch nicht. Obwohl er gerade da was Unheimliches gespürt hat.
Unsere ganze neue Herrlichkeit verdankt sich schließlich den
französischen Reparationsmillionen. Aber die haben nur unsere
Börsenspekulanten und Baulöwen reich gemacht und nicht die
Soldaten, die dafür ins Feld gezogen sind.

Emilie:

Dann lobe ihn für seine Gedichte. Die haben ihn berühmt gemacht
und dagegen kann er nichts haben.

Fontane:

Das würde ich gern, aber ich hab sie nicht mitgenommen.

Emilie:

Dann sieh mal, was ich hier habe.

Fontane:

Storms gesammelte Gedichte? Wo hast du die her?

Emilie:

Die habe ich im Salon von Frau Meergans gefunden. Ein Pensionsgast
hat sie vergessen. Ein Wink des Schicksals, mein Lieber.

Fontane:

Ich glaube nicht an solche Winke. Das Schicksal winkt nicht, das Schicksal schubst.

Emilie:

Du findest immer neue Ausreden. Aber um dich anzuregen, werde ich dir ein Gedicht vorlesen, das mir vorzüglich gefallen hat.

Fontane:

Emilie, Beharrlichkeit gehört zu deinen bewundernswürdigsten Eigenschaften.

Emilie:

Dann höre:

„Der Zweifel

Der Glaube ist nur zum Ruhem gut;

Doch bringt er nicht von der Stelle;

Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,

Der sprengt noch die Pforten der Hölle.“

Fontane:

Schön, aber wen treffen wir hinter diesen Pforten? Das bleibt doch die große Frage, selbst für einen Atheisten. Haben wir am Ende nicht alle einen Doppelgänger: ich, du und selbst die Meergans?

Emilie:

Bei Frau Meergans bin ich mir nicht sicher.

Fontane:

Dann ist sie zu beneiden. Denn wenn man so recht auf was stolz ist, dann kommt immer wieder der Doppelgänger und flüstert: Lass ab, denn es ist alles eitel und zerfällt zu Staub.

Emilie:

So? Dann weiß ich auch nicht mehr weiter. Ich werde jetzt der Frau Meergans bei den Eierkuchen helfen, damit die nicht auch noch zerfallen.

Emilie geht ab, und das Klavierspiel verstummt.

5

Abend. Fontane und Emilie sitzen nach dem Abendessen wieder im Wintergarten. Ab und an ruft ein Käuzchen.

Emilie:

Ich hoffe, es hat dir geschmeckt, so mutterseelenallein.

Fontane:

Vorzüglich. So sollen Eierkuchen sein.

Emilie:

Haben sie dich auch inspiriert?

Fontane:

Wen solche Eierkuchen nicht inspirieren, der ist kein Dichter. Zum Abschluss habe ich uns den Rest vom Burgunder mitgebracht.

Käuzchenruf.

Emilie:

Hat dir dein Doppelgänger was geflüstert?

Fontane:

Ein wenig. Aber das Käuzchen hat immer dazwischengerufen. Es mahnt uns, dass wir nichts mit hinüber nehmen können in jene andere Welt.

Emilie:

Beruf's nicht.

Fontane:

Abergläubisch, du?

Emilie:

Mir hat die alte Triepcke in der Försterei damit Angst gemacht, dass das „Ku Witt!“ „Komm mit!“ bedeutet und dann einer sterben muss.

Deswegen grusel' ich mich noch heute, wenn ich ein Käuzchen hör.

Fontane:

Dann schnell noch einen guten Schluck! (*Er schenkt ein, sie stoßen an*)

So ein Käuzchen ist doch auch eine Art Doppelgänger. Einerseits Vogel der Weisheit auf den Schultern von Pallas Athene, andererseits Totenvogel. Siehst du, und da komme ich wieder auf Storm, der ja auch einen Doppelgänger hat. Goldschnitt und Trauerflor, das ist bei ihm immer in ein und dasselbe Buch gebunden. Mir hat das nie behagt. Denn meist bleibt dabei der Humor auf der Strecke und Humor ist doch die einzig wirksame Arznei gegen den ganzen Kladderadatsch.

Emilie:

Es steckt nun mal nicht in jedem ein Humorist und in Storm ganz gewiss nicht.

Fontane:

Zugegeben. Storm hatte damals auch nichts zu lachen, als er aus Husum zu uns ins Exil kam. Er blieb auch in Preußen ein Friese: „Lewer dot as Slav!“ Das hat seinen Preis. Er hat genau gesehen, was faul war im Staate Dänemark und in Schleswig-Holstein. Da blieb ihm nur die Vergangenheit.

Käuzchenruf.

Emilie:

Meinst du, dass daher die vielen Totengedichte kommen?

Fontane:

Meine Sache sind sie nicht. Aber ich habe ich in dem Band ein Gedicht wiedergefunden, das er mir schon damals in Potsdam vorgelesen hat.

Fontane :

Da heißt es zum Schluss:

„Wenn der Pöbel aller Sorte

Tanzet um die goldnen Kälber,

Halte fest: du hast vom Leben

Doch am Ende nur dich selber.“

Und das ist der einzige Luxus, den unsereiner hat: sich selber gehören. Dass ihm am Ende auch noch dieses Selbst genommen wird, davor hatte Storm immer die größte Angst. Denn wenn ein armer Mann nichts mehr hat, dann nehmen sie ihm zum Schluss noch die Würde. Darum geht's in diesem „Doppelgänger“: Wie einer deshalb anfängt, um sich zu schlagen und dabei die Falsche trifft.

Emilie:

Zugegeben. Aber warum dann dieser versöhnliche Schluss?

Fontane:

Ach, Emilie, es ist schwer, ohne Hoffnung zu leben. Storm glaubt schon lange nicht mehr ans Christentum und an die Gerechtigkeit der Gesetze schon gar nicht. Dafür war er zu lange bei der Justiz. Da

bleibt ihm wohl nur die Hoffnung, dass ein guter Mensch einen anderen guten Menschen findet und einen stillen Winkel in der Welt, wo er mit ihm leben kann. Und das ist nun eben ein Waldwinkel, wie im Märchen.

Emilie:

Du bist heut Abend in sehr versöhnlicher Stimmung.

Fontane:

So? Das muss am Burgunder liegen. Aber ich werde dich widerlegen und vorlesen, was ich geschrieben habe. Allerdings doch nicht über die Gedichte, sondern über unsere Begegnungen, weil mich unser Gespräch an so vieles erinnert hat. Es ist aber erst ein Entwurf: „Storm hatte den altgermanischen Zug, das Leben in der Heimat als Glück, das Leben in der Fremde aber als Elend anzusehen. Heimisch hat er sich in dem großen Militärcasino Potsdam nie gefühlt, so gastlich man ihn auch aufnahm. Die Potsdamer Jahre waren eine trübe Zeit für ihn und der preußische Justizapparat hielt nur Schrecken bereit.“

Emilie:

Du hast es nicht einmal im Akademie-Apparat ausgehalten, wenn ich das einwerfen darf.

Fontane:

Du darfst, auch wenn es nicht hierhergehört. Aber wenn du schon unterbrochen hast: Ich wusste eben auch, dass es wenig Zweck hat, das Elend der Unterdrückten literarisch zu beklagen. Dadurch wird

sich nichts ändern, weder in der Politik noch in der Literatur. Man kann höchstens in Erinnerung rufen, dass sich die Elenden seit Spartacus immer wieder erhoben haben, wenn die Willkür der Macht zu drückend geworden ist. Und dass es dann ein Recht der Rechtlosen ist, ihre Unterdrücker zum Teufel zu jagen, egal, wie laut die über Anarchie und Chaos zetern.

Käuzchenruf.

Emilie:

Du hast über deine Revolutionserfahrungen immer recht spöttisch gesprochen.

Fontane:

Nur, weil alles so kläglich gescheitert ist und ich selber auch keinen Marat dabei gegeben habe. Aber heute packt mich doch manchmal die Sehnsucht, noch einmal auf die Straße zu gehen und das ganze bourgeoise Gesindel zum Teufel zu jagen. Dieses unausgesetzte Verlangen, sich auf sein Geld und seinen Nippes hin bewundern zu lassen und sich dabei noch was auf seinen Kunstverstand einzubilden!

Emilie:

Gut, dass nur ich und das Käuzchen dich hören. Sonst bräche hier noch mitten in der Nacht ein Aufruhr los.

Fontane:

Die Revolution von Fuchs und Hase, ich weiß. Aber lach nur. Ich habe ja 48 erlebt, wer plötzlich Revolutionär gewesen sein wollte, als die gefährlichen Tage vorbei waren. Da kamen alle Duckmäuser aus

ihren Verstecken und hielten flammende Reden zum Lob der Freiheit, die ganz andere erkämpft hatten. Aber die redeten leider nicht und ließen sich zur Seite schieben. Heute denk ich, wenn wir diese Freiheitsapostel damals gleich mit von der Kanzel gejagt hätten, es wäre vielleicht anders ausgegangen. Daran muss man sich gelegentlich erinnern.

Emilie:

Schön. Aber du wolltest eigentlich an Storms Siebzigsten erinnern und nicht an 1848.

Fontane:

Du hast Recht, also, weiter: „In einem gewissen Zusammenhang mit der Ablehnung dieser Angst-Apparate stand auch seine Kindererziehung. Auch hier nahm Storm einen abweichenden Standpunkt ein und sah mit überlegenem Lächeln auf Pedantismus und preußischen Drill hernieder. Er war eben für Individualität und Freiheit, und beides wollte er ‚ungedeelt‘, wie seine Heimat. Eines Abends saßen wir bei Tisch, als ich mit einem Male wahrnahm, dass unser Freund Merckel sich nicht nur verfärbte, sondern ziemlich erregt unter dem Tisch recherchierte. Richtig, da hockte der Übeltäter: Einer der Stormschen Söhne hatte unseren Herrn Kammergerichtsrat, vor dem wir alle einen heillosen Respekt hatten, in die Wade gebissen. Storm missbilligte diesen Akt, hielt seine Missbilligung aber in sehr gemäßigten Grenzen. Da habe ich doch wieder gefunden, dass Lyriker und ganz besonders Romantiker, durch erzieherische Gaben nur sehr ausnahmsweise glänzen.“

Emilie:

Muss das sein? Ich meine, darin steckt ja nun auch wieder mehr Ironie als Glückwunsch.

Fontane:

Vielleicht sollte ich noch hinzusetzen: „Wenn Storm gewusst hätte, dass der infame Reim: ‚Gegen Demokraten helfen nur Soldaten‘ von Merckel stammte, hätte er seinen Sohn wohl noch einmal zubeißen lassen.“

Emilie:

Wenn Du unbedingt Ärger mit ihm willst, dann setze das hinzu.

Fontane:

Warum nicht? Storm war immer Romantiker und Revolutionär zugleich und auch in diesem Punkt ein Doppelgänger. Und ganz kann ich das von mir selber auch nicht verleugnen.

Emilie:

Das sind ja heute erstaunliche Offenbarungen.

Fontane:

Spotte nur. Ich habe die Sehnsucht nach einer besseren Welt nie verloren. Und dass Storm im „Doppelgänger“ zeigt, wie gnadenlos unsere ach so christliche Gesellschaft mit den Ärmsten der Armen umspringt, das rechne ich ihm hoch an. Überhaupt hat er ja oft die kleinen Leute zu seinen Helden gemacht. Das ist ehrenwert, aber das muss ja nun nicht zum Maßstab aller Literatur werden. Jetzt wir sind

schon wieder abgeschweift. Also, weiter: „Was nun unser literarisches Verhältnis betrifft, so muss ich der Wahrheit die Ehre geben: Wir waren sehr verschieden. Storm war für den Husumer Deich, ich war für die London Bridge. Sein Ideal war die schleswigsche Heide mit den Erika-Büscheln, mein Ideal war die Heide von Culloden mit den Gräbern der Camerons und McIntosh. Er hielt mich und meine Betrachtung der Dinge für ‚frivol‘. Und das ärgerte mich ein bisschen, trotzdem es mir zugleich eine beständige Quelle der Erheiterung war. Man wolle mich nicht missverstehen. Ich habe nichts dagegen, auch jetzt noch nicht, für frivol gehalten zu werden. Meinetwegen. Aber ich sehe mir die Leute, die mit solchem Urteil um sich werfen, dann doch einigermaßen ernsthaft an. Und das sind dann oft solche, die nach ihren literarischen Produktionen um vieles mehr auf der Kippe standen als ich selbst. Und zwar waren es immer Erotiker, Generalpächter der großen Liebesweltdomäne. Die hier in Frage Kommenden unterscheiden nämlich zwei Küsse: den Himmelskuss und den Höllenkuss, eine Scheidung, die ich gelten lassen will. Aber was ich nicht gelten lassen kann, das ist der diesen Erotikern eigene Zug, den von ihnen applizierten Kuss als einen ‚Kuss von oben‘, den Kuss ihrer Konkurrenten aber immer als einen Kuss aus der entgegengesetzten Richtung anzusehen. Sie schlagen mit ihrem: „Bauer, dat’s wat anners!“ selbst den vollwichtigsten Agrarier aus dem Felde. Zu dieser Gruppe der Weihekussmonopolisten gehörte nun Storm im höchsten Maße, trotzdem er Dinge geschrieben hat, die mir viel bedenklicher erscheinen wollen als Heines berühmte Schilderung

einer dekolletiert auf einem Ball erscheinenden Madame, hinsichtlich derer er versicherte: „nicht nur das Rote Meer, sondern auch noch ganz Arabien, Syrien und Mesopotamien“ gesehen zu haben, und...

Emilie:

Theo!

Fontane:

Ja?

Emilie:

Ich muss doch bitten! Es geht schon wieder mehr um dich als um Storm.

Fontane:

Tatsächlich? Dann kann ich das ja streichen.

Emilie:

Und was das Erotische anbetrifft – das hat in einem Geburtstagsgruß zum Siebzigsten wohl auch nichts zu suchen.

Fontane:

Warum nicht? Gerade im Alter erinnert man sich gern solcher Freuden.

Emilie:

Aber nicht in einem Geburtstagsartikel.

Fontane:

Wenn ich das auch noch streiche, bleibt nicht mehr viel. Aber vielleicht goutierst du wenigstens den Schluss. Also, höre: „Um 1880 nahm er Abschied aus seinem Richteramt und schuf sich ein neues Heim in dem zwischen Neumünster und Heide gelegenen Kirchdorf Hademarschen. Während er hier den Hausbau überwachte, schrieb er die für seine Denk- und Gefühlsweise charakteristischen Zeilen: „Gestern in der einsamen Mittagsstunde ging ich nach meinem Grundstück und konnte mich nicht enthalten, in meinem Bau herum zu klettern, auf langer Leiter nach oben, wo nur noch die dünnen Verschalungsbretter lose zwischen den Balken liegen und die Luft frei durch die Fensterhöhlen zieht. Ich blieb lange in meiner Zukunftsstube und webte mir Zukunftsträume, indem ich in das sonnige Land hinausschaute. Wie köstlich ist es, zu leben! Wie schmerzlich, dass die Kräfte rückwärts gehen und uns ans baldige Ende mahnen! Einmal dachte ich: wenn nun die Bretter brächen und man fände den Bauherren unten liegen als einen stillen Mann. Ich ging recht behutsam nur von einem Balken zu dem anderen und draußen flimmerte die Welt im mittagsstillen Sonnenschein.““

Käuzchenruf. Stille.

Nun?

Emilie:

Ich weiß nicht. Das klingt nach einem Greis, der aus reinem Übermut Kopf und Kragen riskiert.

Fontane:

Original Storm.

Emilie:

„Da liegt ein stiller Mann.“ Das ist ja schon fast ein Nachruf.

Fontane:

Er hat's doch überlebt.

Emilie:

Dann lese ich dir noch ein Gedicht von Storm, das ich heute

Nachmittag gefunden habe :

„Noch einmal fällt in meinen Schoss

Die rote Rose Leidenschaft;

Noch einmal hab ich schwärmerisch

In Mädchenaugen mich vergafft;

Noch einmal legt ein junges Herz

An meines seinen starken Schlag;

Noch einmal weht an meine Stirn

Ein juniheisser Sommertag.“

Fontane:

Sehr schön. Also doch: Eros und Rose. Dann werde ich am Besten

über dieses Gedicht schreiben.

Emilie:

Aber nicht mehr heute Nacht.

Fontane:

Morgen früh. Und dann zurück an die Korrekturen.

Emilie:

Und an den neuen Roman.

Käuzchenruf.

6

Morgen. Balkon des Hauses am Bach in Krummhübel. Fontane liest Emilie den Brief an Storm vor.

Fontane (*lesend*):

„Teuerster Storm, trotzdem ich hier in Haus Meergans wohne, dessen Name mich – etwa wie Strandläufer und Regenpfeifer – an die ‘graue Stadt am Meer’ und ihren Dichter hätte mahnen können, habe ich Theodor Storms Geburtstag doch vergessen und hinke nun nach. Aber besser verspätet als gar nicht. Mögen Ihnen noch frische gute Zeiten – 70 ist ja kein Alter in Kaiser Wilhelms Tagen – und uns noch schöne Novellen beschieden sein. Ehe ich Berlin verließ, wurde ich von Kiel aus zu ein paar Feststrophen auf den Jubilar Storm aufgefordert und nachträglich tut es mir Leid, nicht das Meine getan und meinen Gefühlen der Verehrung und Liebe keinen Ausdruck gegeben zu haben. Aber Lindau ist schuld. Der forderte mich vor zwei Jahren zu einem Bismarckgedicht auf und ich schrieb es, trotzdem ich krank im Bett lag. Und was war der Ausgang? Als endlich das betreffende Aprilheft erschien, war ich samt anderen in den April geschickt und es hatte sich um eine durch Lindau inszenierte Wett-Dichterei gehandelt! Da schwor ich es! Ergeh es Ihnen gut und saugen Sie sich aus der Fülle wohlverdienter Huldigungen Kraft und Gesundheit. Glück stärkt. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. In herzlicher Ergebenheit – Theodor Fontane.“

Emilie:

So, Bismarck und Lindau also. Schöne Ausrede. Den

„Doppelgänger“ hast Du mit keinem Wort erwähnt.

Fontane:

Emilie, das ist ein zu weites Feld.

Emilie:

Aber du hast ihm immerhin noch neue Novellen gewünscht.

Fontane:

Was kann man einem Siebziger Besseres wünschen?

Emilie:

Gib her. Ich unterschreibe auch.

Fontane:

Bitte.

Federkratzen, Sand.

Emilie:

Dann kann ich den Brief gleich nach Berlin mitnehmen. Von dort geht er schneller nach Husum.

Fontane:

Du willst schon zurück?

Emilie:

Sonst wirst du mit den Korrekturen niemals fertig. Wolltest du nicht noch etwas über das Gedicht von gestern Abend schreiben?

Fontane:

Ja. Dass Storm nach Goethe der beste Liebeslyriker unserer Sprache ist. Aber das hebe ich mir zu seinem Achtzigsten auf. Da freut es ihn mehr.

Emilie:

Wenn er sich dann noch freuen kann.

Fontane:

Sonst wird's ein Nachruf, und der bleibt. Obwohl man selbst damit nicht mehr rechnen kann. Am Ende muss man froh sein, wenn ein paar Gedichte im Schulbuch bleiben. *(Rezitiert:)*

„Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
du graue Stadt am Meer;
der Jugend Zauber für und für,
ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
du graue Stadt am Meer.“

Emilie:

Ja. Das ist schön. Aber jetzt muss ich packen.

Fontane:

Ich werde dich vermissen, Emilie. Ohne dir is es nischt.

Emilie:

Das kannst du ja in deinen neuen Roman schreiben.

Sie geht ab, Fontane klingelt.

Fontane:

Mete, wieviel Eierkuchen sind noch da?

MUSIK: Mendelssohns „Lieder ohne Worte“ opus 67, Nr. 6.